

DISKUSSION ZUR LAGE DER TSCHECHISCHEN HISTORIKER IN DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Hat die tschechische Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren einen erfolgreichen Transformationsprozeß durchlaufen, oder ist die Transformation des Faches nur das, was nach radikalen Mittelkürzungen mehr oder minder zufällig noch übrigblieb? Muß das Selbstverständnis der historischen Forschung überdacht werden, müssen neue Wege der Organisation und der Finanzierung gesucht werden, um in einer veränderten Gesellschaft zu bestehen und anerkannt zu werden, oder sind solche Versuche der Umstrukturierung nur eine Verschwendung der ohnehin schon geringen Kräfte? Soll die tschechische Geschichtswissenschaft selbstbewußt nach außen gehen, oder zeugt die Forderung nach einer stärkeren Präsenz in der europäischen Forschungslandschaft nur von Selbstüberschätzung?

Diese und viele ähnlich grundsätzliche Fragen wurden bei der Podiumsdiskussion aufgeworfen, zu der Jaroslava Hausenblasová, Antonín Kostlán, Martin Nodl,

Michal Svatoš, Michal Šronek und Vladimír Urbánek am 6. Februar 2001 in die Akademie der Wissenschaften (AV ČR) eingeladen hatten. Thema der Veranstaltung war die Finanzierung der Geschichtswissenschaft. Und weil am Geld auch in Tschechien so ziemlich alles hängt, kam bei dieser – im übrigen äußerst diszipliniert geführten – fünfstündigen Debatte nahezu alles zur Sprache, was mit der Vergangenheit, der aktuellen Situation und den Konzeptionen für die Zukunft der Historiker in Tschechien zu tun hat.

In seinem Eingangsreferat gab Michal Svatoš (Institut für die Geschichte der Karls-Universität) einen Überblick über die Entwicklung der historischen Forschung und Lehre seit 1989. Als positiv hob er die Universitätsneugründungen und die Einrichtung neuer Lehrstühle hervor, von der vor allem die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die Kultur- und Regionalgeschichte profitierten. Und er erinnerte daran, daß die Universitäten nach 1989 ihre Autonomie zurückerhielten. Dennoch hätten sie wenig Grund zur Freude: Die Strukturen, die in den fünfziger Jahren geschaffen wurden, bestünden weitgehend fort. Zudem sei die Qualifikation der Lehrenden oft unzureichend, ihr Altersdurchschnitt viel zu hoch. Daran werde sich wenig ändern, solange der Beruf nicht attraktiver werde. Der wissenschaftliche Nachwuchs könne ohne Zweitjob nicht überleben, aber auch graduierte Wissenschaftler verdienten – zumindest außerhalb Prags – deutlich unter dem Durchschnitt. Nicht dauerhaft gelöst sei auch die Frage der Finanzierung der historischen Forschung an der Akademie der Wissenschaften. Diese sei nach 1989 zwar stark reduziert, aber nicht wirklich reformiert worden. Der Staat halte die Wissenschaft in der völlig falschen Annahme knapp, daß ein armes Land dort zu sparen habe, wo sich keine Produktionszahlen ablesen lassen. Svatoš bezeichnete aber auch die Wissenschaftler als mitschuldig an dieser mißlichen Situation. Denn es sei ihnen innerhalb von zehn Jahren nicht gelungen, die Politik davon zu überzeugen, daß in Forschung und Ausbildung der künftige Reichtum der Gesellschaft liegen könne.

In den folgenden Kurzreferaten, angemeldeten Diskussionsbeiträgen und der offenen Schlußdebatte kristallisierten sich dann vier miteinander verbundene Themenschwerpunkte heraus: erstens die Tätigkeit der Grantová Agentura, zweitens die Frage, wie die Forschungsentwicklung gelenkt wird, drittens die Kommunikation innerhalb der Wissenschaft und viertens die Erweiterung der Forschungsmöglichkeiten für tschechische Wissenschaftler im Ausland.

Mehrere Redebeiträge zur Arbeit der Grantová Agentura machten eine große Unzufriedenheit deutlich. Infolge der dauerhaften Unterfinanzierung von Universitäten und Akademie kommt der staatlichen Stipendienagentur eine zentrale Bedeutung zu: Ohne die von ihr ausgezahlte Forschungsförderung könnten die Institute ihre Arbeits- und Publikationsprogramme nicht realisieren. Das Begutachtungssystem, ursprünglich gut durchdacht – so Martin Wihoda von der Universität Brno (Brünn) und selbst Mitglied einer Kommission der Agentur – sei jedoch völlig korrupt: Seit Jahren erhielten immer wieder die selben Antragsteller das knapper werdende Geld, unabhängig vom Erfolg ihrer vorherigen Projekte. Die Gutachter und auch die Mitglieder der Kommission kämen ihrer Arbeit oft nur widerwillig nach. Viele Gutachten, darauf wies Jiří Pešek hin, ließen zudem auch persönliche Animositäten spüren. Darüber hinaus, so Pavel Himl,

reproduziere und stabilisiere die Grantová Agentura die bestehenden Hierarchien und bremse die Weiterentwicklung der Forschung. Statt sich als Innovationsagentur zu begreifen und neuen Methoden und Erkenntnisinteressen auf den Weg zu helfen, würden vor allem traditionell konzipierte, materialintensive Projekte bewilligt. Junge Forscher kämen nur selten zum Zug, Außenseiter nie.

Um diese Mißstände zu beheben, plädierte Wihoda dafür, die Verfahren radikal öffentlich zu machen. Alle Schriftstücke vom Projektantrag über die Gutachten bis hin zur Begründung der Annahme oder Ablehnung eines Arbeitsvorhabens sollten z. B. ins Internet gestellt werden. Jiří Pešeks Vorschlag ging nicht ganz so weit: Er beschränkte sich auf die Forderung, die Gutachter für ihre Tätigkeit zu entlohnen. Die unentgeltliche, anonyme Gutachtertätigkeit, die für Wissenschaftler im westeuropäischen Ausland selbstverständlich sei, könne in Tschechien noch nicht funktionieren. Über eine adäquate Bezahlung könne jedoch eine adäquate Haltung gefördert werden. Jiří Fajt indessen wies auf seine eigenen Erfahrungen am Leipziger GWZO hin und empfahl eine Orientierung an der bundesdeutschen DFG. Wo Wissenschaftler nicht umdenken, könnten allerdings auch staatliche Institutionen nicht weiterhelfen. So müßten sich die Historiker viel mehr um Öffentlichkeit bemühen. Und zwar nicht in dem Sinn, sich als Stifter eines möglichst positiven Geschichtsbewußtseins zu begreifen. Vielmehr sollten sie die Gesellschaft vom Sinn und von der Potenz des Faches überzeugen.

Doch nicht nur die Vermittlung nach außen, auch die Kommunikation innerhalb der *scientific community* wurde von mehreren Rednern als wenig zufriedenstellend bezeichnet. Einerseits wurde ein stärkerer Austausch zwischen den einzelnen Universitäten angemahnt. Bisher sei es z. B. völlig unüblich, im Lauf der Ausbildung die Universität zu wechseln, was vor allem die Attraktivität kleiner Universitäten deutlich mindere (Václav Bůžek, České Budějovice) Andererseits wurde auch eine verstärkte Zusammenarbeit mit außeruniversitären Forschungseinrichtungen – speziell der Akademie – und mit Archiven, Museen und nicht zuletzt Firmen als Sponsoren gefordert. Erfahrungsberichte aus Ústí nad Labem (Kristina Kaiserová, Václav Houfek) machten deutlich, daß diese Kontakte dort weitaus besser funktionierten als in der Hauptstadt.

Zuletzt kam dann die Frage zur Diskussion, welche institutionellen Voraussetzungen geschaffen werden müßten, um die Forschungsmöglichkeiten für tschechische Historiker in den Nachbarländern zu verbessern. Jaroslava Hausenblasová schlug die Einrichtung kleiner, bescheiden ausgestatteter tschechischer Forschungszentren zumindest in Wien und Rom vor. Nach mehrstündigem Gespräch über Finanzierungsprobleme wollte aber keiner mehr so recht glauben, daß diese an sich willkommene Idee Chancen auf Verwirklichung haben könnte.

Wie schon bei den vorausgegangenen Diskussionsveranstaltungen über den Stand und die Perspektiven des eigenen Faches,¹ endete auch die Debatte in der Akademie der Wissenschaften mit sehr unterschiedlichen Schlußfolgerungen: Während auf der Seite der Veranstalter über das Ausbleiben einer echten Transformation geklagt

¹ Zahlreiche Beiträge sind einsehbar unter: www.clavmon.cz. Unter dieser Internetadresse findet sich auch ein großer Teil der Thesenpapiere zur Veranstaltung am 6. 2. 2001.

wurde, die nicht nur Namen und Gesichter austauscht, sondern das Denken tiefgreifend verändert, hob Jaroslav Pánek aus seiner Sicht als Vorsitzender des tschechischen Historikerverbandes das Erreichte hervor. Sprachen die einen vom Chaos, das im Fach herrsche, wiesen die anderen auf die neuen Strukturen hin, die sich allmählich aus diesem Chaos herauskristallisierten.

Als letzter meldete sich dann Zbyněk Zeman zu Wort und riet, darüber nachzudenken, ob denn diese Strukturen geeignet seien, dem Fach das Überleben zu sichern. Krisen, Knappheit und Kürzungen seien nicht alleine der tschechischen historischen Forschung widerfahren. Sie gehörten auch zur Realität der Wissenschaft im Westen. In Großbritannien habe, so berichtete Zeman aus seiner eigenen Erfahrung, die universitäre Geschichtswissenschaft diese Krisen überlebt, weil sie Menschen erzogen hat, aus denen keine Historiker geworden sind.